



10. Jahrgang

Lauenburg (Elbe), Juli 1937

Nummer 7

Auf dem Schützenplatz

Von Th. Götz.

Die große Eiche am Lauenburger Schützenplatz, an die sich kürzlich die Art legte und den Baum, der Jahrhunderte überdauert, zu Fall brachte, ward ungern gemißt. Ueberlegende Vorsicht mußte jedoch hier bestimmend sein und verschwinden lassen, was gewohntes Bild geworden war. Die Eichen und die Junst der Schützen, sie gehören zusammen; so ist es Brauch, seit alters her, überall dort, wo das Schießen geübt und gepflegt wird. Den Lauenburger Schießplatz umsäumte in früheren Zeiten eine ganze Anzahl Bäume. Es vermerkt die Stadtkämmerei-Rechnung vom Jahre 1752, die im städtischen Archiv bewahrt wird, unter anderem Stadteigentum auch den Schützenplatz samt „45 Eichenbäumen, so von den ehemaligen jungen Schützenbrüdern daherum gepflanzt sind“; im Jahre 1770 hatte sich die Zahl der Bäume etwas geändert. Sie wird vom Stadtkämmerer genauer bestimmt und angegeben, daß von den Eichen 17 nach Westen, 1 nach Norden und 21 nach Osten hin den Platz umstanden, dazu werden 8 „Heifers“ (d. i. junge Buchen) und 12 Stein-Linden, insgesamt 59 Bäume gezählt, die, sich selbst zur Freude und dem Platz zur Zierde, die Schützen gepflanzt hatten.

In den Jahren, da solche Aufzeichnungen über das Stadteigentum niedergeschrieben, hatten die Lauenburger Bürger, die nach der Väter Weise am Scheibenschießen Gefallen fanden und es auszuüben suchten, um ihr Wollen und Tun reichlich zu kämpfen. Weit zurück, bis ins Mittelalter hineingreifend, lag auch in ihrer Stadt der Anfang des Schützenwesens, und ein jeder wußte um die Bedeutung des Jahres 1666, in welchem Herzog Franz Erdmann das „Exercitium des Schießens den Bürgern und der jungen Mannschaft erlaubt und freigegeben“, auch in 38 Artikeln diesen ihre Schützenzunft befestigt und eingerichtet; in einer umfangreichen „Schützenrolle“ war dann genaue Ordnung im Schießen und allem, was zu diesem gehörte, festgelegt.*)

Aus älteren Akten läßt sich auch noch hier und dort ein Bild formen, wie einst der Tag verlief, an dem sich die Schützen oben in der Vorstadt beim Schießstande, der ihnen vom Herzog frei überwiesen war, trafen. So schossen sie im Jahre 1673, also kurz nach der Gründung der Gilde, an vier Tagen, am 15. Mai, am 1. Juni, am 10. August und wieder am 24. August nach der „kleinen Scheibe“, und von den 29 Personen, die sich zusammenfanden, zahlte ein jeder drei Schilling Schießgeld; ihr Kapitän war H. Strese, ihr Fähnrich Berling, von den Namen, die das Verzeichnis nennt, mögen aber erwähnt sein: Traugel, Bahlke, Hilmers, Heinf, Bullhorn, Jacob Burmeister, Hans Burmeister, Koop, Eggers, Reimers, Schröder, Harten, Zentel, Fischer und Ehlers.

Wir können aus den alten Schriftstücken auch noch ersehen, daß die Schützen nach geleistetem Schuß ein gutes „Convivium“ feierten, bei dem an Franzwein für 10 Mark 7 Schilling in Christoph Herbstens Stube getrunken, daß drei Tonnen Rummelsbeuß, d. i. gutes Raseburger Bier, zum hohen Preise von 6 Mark je Tonne geleert und außerdem bei dieser Zusammenkunft noch drei Quarter Wein geholet wurden. Zum guten Trunk mündet ein gutes Essen; in Herbstens Küche wurde gebraten und mit Gewürzen, wie damalige Zeit es liebte, nicht gespart: Kurze Rosinen, Mandeln, Korinthen, ganzer Ingwer, Macis (d. i. Muskat), Regellen, gestoßener Ingwer, Regellen-Puder, Essig, Senf, Kaneel, Kardamom wurde verwendet, ein halb Pfund Zucker und ein und ein halb Spinn Salz in Rechnung gestellt, schließlich 4 Pfund Lichter und für 4 Schilling „Toback und Pipen“. Ein fröhlich Beisammensein muß es gewesen sein nach „gehaltenem Schießen“, wie der Kopf der Rechnung, die Herbst seinen Gildesbrüdern vorlegt, angibt.

Doch diese Zeiten entchwanden. Das Geschlecht der Herzöge starb 1689 mit Julius Franz aus, und neue Herrschaft zog mit den Fürsten von Braunschweig-Lüneburg hier ein. Gerne erinnerte man sich in Schützenkreisen der Jahre, da noch die Landesherrschaft ihr Interesse dem Scheibenschießen zugewendet hatte und dem, der die Königswürde mit seinem Meisterschuß erwarb, 60 Reichstaler aus der herrschaftlichen Kasse auszahlen ließ. Es war eine hohe Summe, und der Wert des Königsschusses ward noch dadurch vermehrt, daß mit der Schützen-Königenschaft das Beneficium der Steuer- und Einquartierungsbefreiung verbunden war. Jetzt war es anders geworden: In einer Akte, die den Tatbestand festlegen will, heißt es: „Es besitzt diese Stadt seit vielen Jahren einen Platz, welcher von der ehemaligen hiesigen Schützenzunft, so unter des Magistrats Direktion gestanden, zum Scheibenschießen gebraucht worden und daher auch noch der Schießplatz genannt wird. Wie nun gedachte Schützenzunft beim Ableben der Sächs. Landesherrschaft ihre Endschafft erreicht, so hat der Magistrat den Platz bald an diesen, bald an jenen zum Ackerbau verheuert (verpachtet), indessen den Bürgern aber nicht verwehret, ihr Scheibenschießen nach einem Gewinne darauf zu exercieren.“ In dieser Weise, die nur noch sehr wenig mit den früheren Schützenfreunden übereinstimmte, hat das Schießen durch Jahrzehnte sich hingehalten. Es fehlte die feste Form der Gilde; es fehlte ein Patronat, das dem Zusammenschluß ein Führer, Berater und Helfer war, und so bedeutete dieses gelegentliche Schießen den Bürgern, die sich auf dem alten Schießplatz zusammenfanden, nur loses Mitgehen zu gleichem Tun.

*) Vergl. die Artikel: „Unterm grünen Schützenkranz“ und „Die Schützengilde zu Lauenburg“ im „Land an der Elbe“, Jahrgang 2, Nr. 7, und Jahrgang 4, Nr. 7.

Umso mehr bestand der Wunsch, das Alte neu entstehen zu lassen. Eine um 1745 an die Behörde eingereichte Bitte, das frühere Scheibenschießen, das nun 50 Jahre nicht „exer-

cieret sei“, wieder einzurichten und die 60 Reichstaler, welche die Zeit über, da das Schießen geruhet, dennoch jährlich von dem Königl. Amte an die Stadtkämmerei ausgezahlt worden, zum besten Gewinne wieder angewendet werden möge, fand eine Antwort, die nicht erwartet war und wenig befriedigte: Das Schießen solle erlaubt sein, aber die 60 Reichstaler für den besten Schuß könne den Schützen nicht zuteil werden. Die Behörde stellte sich damit beiseite; eine neue Anfrage bei dieser blieb unbeantwortet und nun entschlossen sich die Bürger zu einer Eingabe an den König Georg von England, der als Kurfürst über Hannover auch Landesherr für das mit diesem verbundene Lauenburg war. Sie schrieben: „Es reißet uns also, Ew. Königl. Maj. Guld und Gnade, so dieselbe sovielen Supplikanten allergnädigst angedehnen lassen, daß wir uns unterwinden, diese unsere allerunterthänigste Bitte zu Ew. Königl. Maj. Füßen zu legen, dieselben wollen geruhen, dem hiesigen Stadtmagistrate, als unserer ordentlichen Obrigkeit, in Gnaden anbefehlen zu lassen, daß uns das Schießen nach der Scheibe freigegeben, die dazu gewidmeten 60 Reichstaler für den besten Schuß der Schützen zumst auf dem alten Fuß wieder überlassen und die auf dem hiesigen Rathhause annoch vorhandene alte Schützen-Lade mit dem Privilegio und Urteilen, nebst allem, was sonst dem anhänget, derselben errahiert werden möge.“ - Diese Bitte, gefaßt in eine Form, die das 18. Jahrhundert wünschte, ward unterzeichnet am 12. Oktober 1748 von den Bürgern J. C. Lehmfuhl, J. C. Koch, J. N. Heinzen, P. H. Kederlin, J. H. Hagemann, J. C. Meyer, J. W. Ueberfeldt, P. H. Meyer, C. Budenthal, L. Runge, C. C. Zendel, H. P. Krag, J. H. Schletter, J. Bruns, N. C. Fromm, J. H. Lampe, J. H. Koch, J. H. Brumlen, W. Knugen, H. J. Sellenfcho, J. J. Diekmann und H. C. Hadeser. - Der Erfolg blieb auch diesmal aus. Viele Tinte wurde mit dem Federkiel verschrieben; hin und her gingen Schreiben und Erwägungen. Sie endeten mit der Formel: „daß die Supplikanten bekuntermachen ihre zeitliche Glückseligkeit lediglich durch den fleißigen und ununterbrochenen Betrieb ihrer häußlichen Handlung und erlernte Profession zu befördern trachten müßten, daß es gar nicht eripriehlich und zuträglich ist, wenn sie ihr Geschäft und Gewerbe vernachlässigten und mit Scheibenschießen ihre so kostbare Zeit verspißern und sich dadurch außer Nahrung setzen.“ Die Schützenlade, von der die Rede, war im Rathhause nicht aufzufinden, ebensowenig Original-Privilegia. Der Schießplatz sei überdies seit „undenklichen Jahren ein Douceur vor dem Camerario gewesen“ und an einen hiesigen Bürger, namens Schult, verpachtet: die Bittenden müßten sich solange gedulden, bis Schult sein „Gail und Gahre“ wieder aus dem Lande gezogen und die Pachtung ohne Schaden abtreten könne.

Die Eingabe scheint den Weg nach London nicht gefunden zu haben; es blieb beim alten Zustande. Um den Schießplatz, der als Viehweide benutzt wurde, hatte der Pächter einen Zaun gezogen und vor das Heß ein großes Schloß gelegt, zu dem jedesmal der Schlüssel erbeten werden mußte, wenn die Bürger zum Schießen sich einfanden; lediglich ein paar Pfähle zum Auflegen der Büchsen zeigten an, daß hier zu gelegener Zeit die Kugeln zur Scheibe am anderen Ende der Koppel ihren Weg fanden. Kein Wunder, wenn harte Worte fielen, denen Gewalttätigkeit folgte. Eines Tages lag das Schloß erbrochen am Boden, das Heß zerstört daneben. Bald darauf waren die Schießpfähle herausgerissen und Stößen, Schelten und Drängen auf dem Schießplatze zwischen einigen Heißspornen zu sehen und zu hören. Peinliche Verhöre vorm Amte, die, wie vorauszu sehen, ohne viel Ergebnisse verliefen, folgten; doch es ist besser, diese unliebsamen Vorgänge heute nicht wieder aus Tageslicht zu bringen.

Noch ein Menschenalter hindurch blieb es beim Schützenplatz stille; erst in den neunziger Jahren des Jahrhunderts, in das uns diese Betrachtung führt, läßt sich der Wunsch durchsetzen, früheren Zusammenschluß neu entstehen zu lassen. Unterm 9. September 1797 wird von der Regierung in Ragnburg die Schützengilde aufs neue bestätigt und „der gesamten Bürgerschaft das vor vielen Jahren von ihren Vorfahren gehabte Scheibenschießen wieder erlaubt“, auch wurden am 22. Dezember des gleichen Jahres von den Schützeninteressenten „Verhaltensmaßregeln“ verabredet, die dann am 4. Dezember 1802 die obrigkeitliche Bestätigung fanden. Vorsteher

waren in jenen Tagen Friedrich Wilhelm Ballmann und Julius Christ. Gottfr. Rörting, dem engeren Ausschuß gehörten an: Hilliger, Blißmer, Hilgenfeldt, Lühr, Lange und Koch; als Schaffer walteten ihres Amtes Hans Wilt. Tiedemann und Andreas Eckelmann.

Inzwischen ward auch das erste Schützenfest beim neuengerichteten Schießstand gefeiert und im Jahre 1799 konnte J. F. G. Pelle, ein Weißgärber, zum Könige ausgerufen werden, im Jahre 1800 erwarb Kaufmann Hilliger diese Würde und, nachdem ein Jahr überschlagen, wurde 1802 die Königscheibe am Hause des Bäckermeisters J. N. Ph. Koch angebracht. Franzosenzeit, ein Jahrzehnt hindurch den Stillstand und den Rückgang bringend, ging ohne Schützenfest und Königsschießtag vorüber; dann aber, seit 1816, ist in nur durch Kriegsjahre unterbrochener Reihenfolge alljährlich von den Lauenburgern das Fest gefeiert und der beste Schuß mit der Königswürde belohnt worden. Fröhlichkeit herrschte auf dem Schützenplatz, sie zog mit ein in den Ratskeller, wo alle Jahre die Freudentage im letzten Beisammensein ihr Ende fanden.

In der Gegenwart hat das Schützenfest, mehr denn bisher solches gezeigt, das Gepräge und den Sinn eines Volksfestes angenommen. Mit den Erwachsenen zusammen feiern die Jungen, mit den Vätern, die nach der Scheibe die Büchse richten, zeigen die Knaben ihr Können im Schießen auf ihre Art. Es gefeiert sich zum Fest der Großen die Freude der Kinder.

Einmal, es liegt fast hundert Jahre zurück, hatten die Lauenburger Kinder alle Jahre ihr Vogelschießen. Im Jahre 1845 ward solches zum ersten Mal gefeiert, und eine Niederschrift des damals hier lebenden Partikuliers Joh. Andreas Walcke, dessen drei Kinder mit großer Freude dran teilnahmen, gibt sehr ausführlich an, wie dieses erste Kindervogelschießen verlief. Vom Marktplatz aus ging der Zug der Kinder, von einer Musikkapelle geführt, zum Schützenplatz; auf einer Stange trug der Schützendiener Vollmann den mit Eichengrün umhüllten hölzernen Adler, der das Ziel des Armbrustschießens werden sollte. Hinten am Wall des Schützengartens versammelten sich dann 40 Knaben — Walcke nennt sie alle mit Namen — und nun flogen mit Blei ausgegossene Bolzen nacheinander hinauf zum Ziel, bald treffend, bald ohne Ergebnis zur Erde zurückkehrend. Arg zerfossen ward der bunte, hölzerne Adler, ein Stück nach dem andern fiel zur Erde und wurde vom kleinen Schützen mit Freude aufgehoben. Den goldenen Ring, den der Vogel dort oben im Schnabel hielt, erschoß sich Eduard Harten und erhielt zur Ehre, ein guter Schütze zu sein, obendrein einen „Papphahn“ (einen Doppelschilling) als Preis in die Hand, die gleiche Belohnung bekam Wilhelm Kieken, der den Kopf heruntergeschossen, die anderen Sieger (Wilhelm Freytagh, Ernst Burmester, Emil Walcke, Louis Wiegels und Gottfried Harten) mußten sich mit den erzielten Beutestücken begnügen, nachdem ihnen die Musik für ihren guten Schuß einen kräftigen Tusch geblasen. Reigen der Mädchen und Tanz, Freude und Fröhlichkeit bei allen füllten den Tag des Kindervogelschießens weiterhin aus.

Die Bäume des Schützenplatzes, die zur Zeit des hier in kurzen, nicht immer erfreulichen Bibern Gezeichneten im Blätterrauschen standen, sie wurden stark, groß und alt. Der Wechsel des Werdens und Vergehens, er legte sich auch auf sie, wie es der eingangs erwähnte Baum, der fallen mußte, beweist. An seiner Stelle wächst, auf neuen, guten Boden gestellt, gehegt und gepflegt eine junge Eiche. Möchten doch alle Wünsche, die beim Einsetzen des Baumes an seinen Platz vom Stifter desselben gesehen, von jedem, der dabei stand, gleicherweise gewollt, der Erfüllung zuwachsen mit dem Erstarken der kleinen Eiche zum großen Baum!

Hohnstorf — Wirklichkeit und Gleichnis

Von Georg Trenkelbach.

Robert Garbe verlebte seine Kinderzeit in Hohnstorf an der Elbe. Die so kurze Zeit von neun Jahren, die Garbes Hohnstorf-Erlebnis umspannt (im Alter von 2 bis 11 Jahren erlebt), war deshalb für ihn von unvergleichlicher Wirkung und nachhaltigstem Eindruck, weil Hohnstorf eines seiner tiefsten dichterischen Erlebnisse darstellt. Denn dieses Elbdorf ist nicht Garbes Geburtsstätte; das ist vielmehr die Wasserseite des alten Dovenfleth, das sind die engen Stra-

kenzüge des Cremon, der Mühren und des Holländischen Broof, nein, Hohnstorf ist nur sein Kinderreich („Görnit“). Wir erleben nun den eigenartigen Fall, daß er von seiner Geburtsstätte nur in wenigen Prosazeilen berichtet, aber Hohnstorf ihm eine schier uner schöpfliche Quelle seiner Lieder und Gedichte ward. Hier auf dem Boden, auf dem einst auch seine Ahnen wirkten, „sprach zutiefst das Blut ihn an“. Denn der Dichter war von Geburt zwar Hamburger, von Mutterseite her aber Hannoveraner, von Vaterseite Schleswig-Holsteiner-Lüneburger und durch Abstammung durch und durch plattdeutsch. (Die Namen Garbe, Burmeister, Elvers und Suhr belegen es.)

Das Dorf und die Landschaft Hohnstorf, die dunklen und die hellen Bilder, alle prägten sich tief in das Herz des Kindes und wurden von ihm „als ein Gedicht gehegt“. In den Gedichten lebt dieses Hohnstorf noch, das als Wirklichkeit längst unterging: Da stehen noch die Niesenweiden an der Straßentrümmung und die hundertjährigen Pappeln am Graben, dort duften die Linden, die das Haus umdüstern, da grünen die Platanen und die ranten, schlanken Eschen ragen in den blauen Himmel auf. Im Schutz der Weiden liegt das Uferstad und die Wasser der Kolke bergen geheimnisvolle Tiefen. Ueber die Weiden und Wiesen schweift der Blick, und zwischen schützenden Reichen fließt breit hin der Elbstrom. Dort spuken noch die Eulen und die Krähen haufen in den hohen Bäumen, die Häher schwärzen über die Mecker, die Käfer schwirren durch die Sträucher und in der Abenddämmerung glühen die Würmchen . . . „Du, du lichte, reine Kinderzeit der frohen Spiele und des sicheren Glaubens!“ — Dieses Hohnstorf ist nicht mehr, es war schon zu des Dichters Lebzeiten untergegangen, ein neues Hohnstorf mit anderen, fremden Menschen entstanden.

Aber es blieb — das Gleichnis Hohnstorf! Die Tatsache, daß in neun Lebensjahren eines Kindes so umfassend eine Landschaft erschaut und so erstaunlich in Lebens- und Seelentiefen gespürt wurde, daß diese frühen Eindrücke und Erlebnisse einmal dynamische Kräfte in ihm selbst auslösten, die das Schicksal zwangen, und zum andern zu gültigen dichterischen Gleichnissen ausreisten, erschließt uns einen besonderen Charakter. Aus des Dichters Selbstcharakteristik scheint uns bedeutungsvoll zu sein, daß er sich als ein „fragäugiges Kind“ bezeichnete. Ja — die blauen Augen in dem altflugen Gesicht bargen wohl vor allem Fragen, die er in das weite, voll raumende Land hinausschickte, zum Sternenhimmel hinauf oder in die Tiefe des Stromes. Konnte der Junge zwar, was er „hellsinnig ahnte“, von den Schatten frühen Leides bedrückt, nicht in Worte kleiden, so schloß er aber die Fragen in die innig und tief erschaute Bilder ein, damit sie ihm dereinst die Pforten der Erkenntnis erschließen möchten. Besonders eine unerklärliche Lebensangst, die ihn zuweilen arg peinigte, hieß ihn, diese Schau seiner heimatischen Welt liebevoll hegen. Gerade diese Lebensangst des Kindes war ein anfangs dunkler Grundton in der Lebensmelodie des Dichters, der erst spät im Zusammenklang mit helleren Tönen der Erkenntnis seinen besonderen Klang erhielt. An dieses frühe Erlebnis knüpft der hoch im Leben stehende Mann an, es ist ihm Ansatz und Begründung seines religiösen Ringens und Suchens geworden.

Das Kind schaute:

Ik wör en Kind, wat up den Elwdiek speel,
in vaken hörk en Rätern,
feernher un luder jümmer,
as neger bi dat kööm,
en jümmer foortüüg krööp up'n Strom henlang,
versack em achter doch in unseem Düpen,
wat stüttig döörn ut unseem Düpen kööm.
Se seen mi Antwoord up mien wunnern Fraag:
Wie wied hen inne Grund
twüschen grote Städer an Bawen- un Kernelb
leeg de iern Reed,
de de Dampers sichtsboor mööd
jewiels en beten öwer sien egen Läng.

Der Mann deutete:

Redendampers,
mien Heemd er Stromövers
hört joon Rätern nich meer,
ätwer mien Seel sünd jü blewen as Giefnis:
Von unsichtboor Düpen to unsichtboor Düpen

höört uns Gerdenlewen
en Stück von de Ewigkeit,
vör eerdse Ogen —
Wofeen awer aant de Sinnen
von all uns Lewen,
de Ewigkeit dörch!
Redendampers sünd wi
an unendlich Reed
un bringt en Doornen (Dasein) an't anner —
jo nennt wi't Schicksal.

Aus der Erinnerung an die Eindrücke aus der Kinderzeit wurde ihm auch klar, daß er sein Wissen aus vorgeburtlichen Tiefen hatte, das ihm ein sicheres Gefühl unter dem Sternenhimmel verlieh, ihm aber auch die Wehmut erklärte, die er als das Edelste des Lebens erkannte. Diese „Heilige Wehmut“ ist die Erkenntnis eines Dichters, die er aus einem harten, martervollen Leben im aufreibenden Kampfe mit den Gewalten des Lebens und der Seele aus Schwermutstiefen und Verzweiflungsnächten als reichen Gewinn läuterte. Einblicke in diesen ganz in der Stille geführten heroischen Lebenskampf geben die Sätze von „den Trauben, die er von Dornen geerntet habe“ und der „Qual, die sein Herz doch höher schlagen ließ“. Die Faktoren der (selbstverständlich gut gemeinten) Erziehung des Kindes „brutalisierte ihn“, so daß er, der gut zu leiten und tief beeindruckbar war, Wege gehen mußte, die ihn in Glaubenszweifel und Schwermut führten. Aber der Wandervogel sang in den hohen Eschen von dem herrlichen Leben, und die Sterne verkündeten ihm die Ewigkeit Gottes; darum sang er, als er diesen Widerspruch des Erlebens als Schmerz in sich trug, Lieder von der „verlorenen Jugend“ und von „der Last an Heimweh nach der lichten Kinderzeit“. Bis der sonore Klang des „Upqualm“, den er auch als Kind in sich aufgenommen, durch die Jünglingsjahre immer mehr an Kraft gewinnend, machtvoll als ein Siegesklang in die Nacht der Verzweiflung einbrach und ihm „seinen Weg“ wies: der plattdeutschen Sprache und Art sich zu widmen.

Von dem Erlebnis des Kindes:

To Spill in'n Hoff, up't afaust (abgeerntet) Land
en lüttje Kuml to schüffeln.
De Kleier sett as matschig Rand
sif an de Holtenstöffeln.
En halv lütt Spadensteek würr daan —
den kwüll un fleg't al up;
Gliek hett dat Lock vull Water staan:
De Upqualm dräng door rup . . .

bis zu der Erhebung des Naturvorganges zum dichterischen Gleichnis bedurfte es der Reise durch mehr als zwanzig Jahre (Garbe verließ Hohnstorf 1889 und schrieb das Upqualm-Gedicht 1917):

Hew lang al Bang un Grull nich meer,
höör nu mal hen, wo'k wüffen:
Bünn jülm as swore Elwmascheer,
den Upqualm still in'n Bussen.
Sund doch er Kräft, de mi hewwt bilt,
Elwmaln de driagt mien Sinn;
Wat door tohöögten drängt un quillt,
Elwarvdel is door in.

Upqualm — diese Kraft aus dem Hohnstorfer Kindheitsbereich erwies sich als besonders segensreich für Garbes Leben, es kann mit vollem Recht als das Gleichnis seiner Jugend gelten, wuchs diese Kraft aus Upqualm-Tiefe doch aus einem jugendlichen Urdrang sich zu einem schöpferischen Willen aus. Was dem spielenden Kind Wunder und Geheimnis war, wurden in den Kämpfen um Deutung und Erkenntnis Wort, Forderung und Gesetz.

In Hohnstorf, wo das Blut ihn ansprach, liegt naturgemäß auch die Quelle seines Dichtertums. Durch den geheimnisvoll-tiefen Einfluß seiner Großmutter (der „Suhrn Mudder“, die im Hohnstorfer Uhlenbusch wohnte), geweckt und zum Singen und Sagen reif gemacht, nahm er innig den Klang der plattdeutschen Muttersprache auf, der er später hingebungsvoll diente, der er ein Wegbereiter und Pfleger wurde. Immer wieder hat Garbe die Quelle seines Spracherlebens dadurch offenbart, indem er das Wesen der plattdeutschen Sprache durch Bilder aus seiner Hohnstorfer Heimat symbolisierte. In später Zeit, als die Wunden, die ihn in der Jugend das Leben geschlagen,

verharrt waren, angesichts von Platanen und Eichen, die er als Kind so sehr geliebt, weiß er, daß „Heimat und Fremde sich allmählich mischen und Tat und Traum einen“. Je mehr der Mann im Lebenskampfe zur Tat erstarrte, um so herrlicher lebte die Hohnstorf-er Zeit in seiner Seele auf:

Di beww ik leew beholen,
litt Jung, de'f maal wöör.

Um di

swing ik unbarmhartig de Sweep

öwer den Keerl, de'f nu bünn.

Ewigkeit singt üm di,

im Gott sinen schönsten Himmel sittst du,

mien Fröjoor! . . .

Aus der Erinnerung an die fernern, frühen, tiefen Erlebnisse im Dorf an der Niederelbe holt Garbe auf seinen Dichterpfaden immer wieder die Bilder und beantwortet im Laufe seines Lebens somit eine Frage um die andere, die er als Kind dereinst wortlos in sein Herz aufnahm.

Garbes bewußtes Leben begann in Hohnstorf, aber auch die Quellen seines Sehns, seines Willens, Dichtens und Erkennens sprangen in diesen frühen Jahren auf und die tiefsten schöpferischen Kräfte wuchsen ihm aus seinen Kindheitsjahren zu. So ward ihm denn Hohnstorf „Quell von sien Liden“, aber auch, und das ist wichtiger und sagt Wesentliches über den Lebenskampf des Dichters aus: „Quell von sien Leder“!

Lauenburg vor 50 Jahren

1884.

1. Juni: Zur Verlegung des Postamts verlautet, daß die Kommission, die zur Vorberatung des Erwerbs des Posthofgebäudes und dessen Umbaus zu einem Posthause eingesetzt ist, sich nach eingehender Erörterung des Kostenpunktes und der Rentabilität bedingungsweise für den Ankauf und Ausbau des Gebäudes durch die Stadt entschieden hat. Die Bedingung besteht darin, daß die Postverwaltung sich geneigt zeigt, außer den Ausbaufkosten auch die Ankaufssumme mit sieben Prozent zu verzinsen. Man hofft, daß die obere Postverwaltung in Rücksicht darauf, daß ein bereits bebautes Grundstück zu erwerben ist, ihre Offerte dahin erweitern wird, womit dann, da auch die Zustimmung der Kollegien zu erwarten ist, das Geschäft im beiderseitigen Interesse perfekt werden kann. — 8. Juni: Beschlossen wurde in einer Generalversammlung der Schützen-gesellschaft, auch in diesem Jahre das Schützenfest zu der gewöhnlichen Zeit und in der bisherigen Weise zu feiern. Zu Vorstehern wurden Malermeister Böhmmer wieder- und für den von hier verzogenen Drechsler Wend Sattlermeister N. Benisch gewählt. — 10. Juni: Der Wasserstand der Elbe ist zur Zeit ein sehr niedriger, die Schifffahrt aber dank der umfassenden Strombauten in letzter Zeit nicht dadurch gehemmt, wenn auch stellenweise erschwert. Der Fischerei ist der niedrige Wasserstand günstig, doch ist diese hier nicht so ertragreich wie weiter elbabwärts. Namentlich läßt der Lachsfang in diesem Jahre zu wünschen übrig, weshalb der Preis für diesen Fisch noch immer recht hoch ist. Es wird 1,50 Mark und darüber für grünen Lachs gezahlt, je nach der Größe der Fische.

Chronik der Monate Mai und Juni 1937

- Der Nationale Feiertag begann in der Stadt Lauenburg mit einem großen Wecken des M.-Spielmännzuges, worauf die Jugendkundgebung auf dem Lühowplaz mit anschließender Ehrung der Sieger des Reichsberufswettkampfes durch Herrn Bürgermeister Petersen erfolgte. Um 11 Uhr vormittags setzte sich vom Lösch- und Ladeplaz aus der Festzug in Bewegung, der in seiner Massenwirkung die Maimzüge der Vorjahre bei weitem übertraf. Die KdF.-Veranstaltungen auf dem Lühowplaz am Nachmittag gingen bei herrlichem Frühlingswetter unter Beteiligung unzähliger Volksgenossen vor sich und nahmen, wie auch die Wirtentänze am Abend, den besten Verlauf.
- Der Maimarkt wurde in althergebrachter Weise in der Unterstadt abgehalten. Wie es bei den hiesigen Frühjahrsmärkten im allgemeinen der Fall ist, so war auch der diesmalige nur mäßig mit Verkaufs- und anderen Zelten besetzt, und auch die Zahl der Marktbefucher war nur gering.

10. Das Hochwasser der Elbe, das immer noch einen großen Teil von Wiesenflächen überflutet hat, ist seit einigen Tagen im Rückgang begriffen.

- Das Schulheimschiff „Hans Schemm“ des N.-Lehrerbundes traf auf der Fahrt von Hamburg nach Berlin hier ein und legte am Lösch- und Ladeplaz an. Auf dem Schiff befanden sich 54 Schüler einer Volksschule in Hamburg-Barmbeck unter Führung von zwei Lehrern.
- Das Pfingstfest brachte, obwohl die Witterung nicht ganz pfingstmäßig war, unserer Stadt einen regen Ausflugsverkehr.

*

- In den letzten Tagen hat sich der Wasserstand der Elbe weiter gesenkt. Er zeigte heute plus 2,51 Meter an und ist in fünf Tagen um einen halben Meter zurückgegangen.
- 200 alte Kämpfer aus dem Gau Ostthannover, der in diesen Tagen in Lüneburg seinen Gantag abhält, trafen mit einem Lauenburger Passagierdampfer von Bleckede kommend, hier ein. Von hier erfolgte die Ueberfahrt über die Elbe nach Hohnstorf, wo bei Ernst Wajedow das Mittagessen eingenommen wurde. Hohnstorf und der Teil der Elbstraße, der von den alten Kämpfern passiert wurde, zeigten reichen Flaggen Schmuck. Etwa 200 Kameraden der NSDAP. aus Rahlstedt waren mit etwa 50 Personenzugwagen hier eingetroffen. Sie wurden von einer Fahnenabordnung der hiesigen Kameradschaft der NSDAP. empfangen und begaben sich zum Bahnhofshotel, wo ein fröhliches Eintopfgericht ihrer wartete. Alle Teilnehmer an der Fahrt waren des Lobes voll über die gästliche Aufnahme in unserer Stadt.
- Der Lauenburger Badestrand wurde heute für die diesjährige Badesaison wieder offiziell eröffnet. Auch der Hohnstorf-er Badestrand nimmt bei dem niedrigen Wasserstand täglich an Umfang zu.
- Das Kavallerie-Regiment Nr. 13, Lüneburg, marschierte heute vormittag durch unsere Stadt mit dem Ziel Sandkrug, woselbst das Regiment in Schlauchbooten und am schwimmenden Pferd die Elbe nach dem jenseitigen Ufer überquerte. Den Schwimmübungen bei Artlenburg wohneten viele Zuschauer bei.
- Das in Raseburg liegende zweite Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 6 bezog hier für zwei Tage Quartier. Bei dieser Gelegenheit fand ein Militärkonzert auf der Alten Wache statt, bei dem auch der Männerchor von 1842 in Veranlassung des Deutschen Liedertages einige Lieder vortrug.
- Der Glüfinger Markt, der seine frühere Bedeutung als Wirtschaftsfaktor schon lange eingebüßt hat, wurde auch diesmal wieder durch Tanzbelustigung im Waldhaus Glüfing begangen.

Den Alten zur Ehr'

80 Jahre alt wurde am 25. Juni Fräulein Bertha Lüders, hiersebst. Als Tochter des früher hier gegenständig wirkenden Arztes Sanitätsrat Dr. Lüders hat sie hier eine heitere und glückliche Kindheit verlebt. In Berlin bestand sie ihr Lehrerinnen-Examen, war dann an mehreren Stellen in Deutschland als Erzieherin tätig, hat auch etwa sechs Jahre in Frankreich als Lehrerin zugebracht und beherrscht daher die französische Sprache sehr gut. Ihren Lebensabend verlebt sie nun in ihrer Heimatstadt in häuslicher Gemeinschaft mit ihren Schwestern, Fräulein Marie und Elisabeth Lüders, welche bekanntlich früher hier eine eigene Privat-Töchter-schule mit gutem Erfolge unterhielten. Fräulein Bertha Lüders erfreut sich einer seltenen körperlichen und besonders geistigen Regsamkeit, sie ist noch in der Lage, die feinsten Handarbeiten, ohne eine Brille benutzen zu müssen, ausführen zu können und hat sich ihr frohes Gemüt bis auf den heutigen Tag bewahrt. Wir gratulieren!